

Angela Winkler
Mein blaues Zimmer

Autobiographische Skizzen

Mit Brigitte Landes

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2019

© 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf
in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm
oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © privat

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04823-0

In Berlin lebe ich, wenn ich arbeite, aber ich bin kein Stadtmensch. Seit ich Kinder habe, haben wir immer auf dem Land gelebt. In Italien in Ligurien, in Eckwarden am Jadebusen, auf Krautsand an der Elbe, in Frankreich in der Auvergne und jetzt in der Bretagne. Mein ältester Sohn Luca kam in Italien in San Remo zur Welt, Tammo, das einzige der Kinder, das in Deutschland geboren wurde, in Varel in Friesland, Nele in Spanien in Almeria und Lasse in Paris. Alle sieben Jahre sind wir umgezogen, haben zusammen alte, verfallene Häuser aufgebaut, und kaum waren sie fertig, sind wir weitergezogen. Wiggand, mein Mann, ist Bildhauer.

Ich brauche den frischen Wind, um im Theater zu arbeiten.

Das Theater nehme ich so ernst wie mein Leben. Ich habe mir immer die Freiheit genommen, mir meine Zeit zu lassen. Meine Rollen im Theater habe ich mir nie gesucht, sie sind zu mir gekommen. Und immer zu einer Zeit, in der sie mit meinem Leben

zu tun hatten. Die Entscheidung, Theater zu spielen, fällt mir nie leicht. Mir ist Theater zu wichtig, und vielleicht bin ich gar keine richtige Schauspielerin.

Die frühen Filme, »Jagdszenen aus Niederbayern«, »Die verlorene Ehre der Katharina Blum« und »Die Blechtrommel«, haben mich zwar bekannt gemacht, aber ich nehme Filme nicht so ernst wie Theater. Im Film dreht man eine Szene und sie ist im Kasten. Der Film entsteht irgendwann doch ohne dich. Als ich die Kinder hatte, war ich immer froh, wenn es vorbei war. Die letzte Klappe – und sofort fuhr ich zurück zur Familie. Zu den Kindern. Und zu Wigand, auch wenn er oft gar nicht da war, sondern irgendwo in einem Steinbruch oder beim Aufbauen eines unserer Häuser. Das Leben ist mir einfach wichtiger. Das ist mein Theater. Ich könnte es im Leben nicht aushalten mit jemandem, der auch am Theater arbeitet. Wigand hat sein Handwerk und ich habe meins. Es braucht doch jeder seine eigene, andere Welt.



Baustellen

Wir wohnten in Berlin lange am Schiffbauerdamm in einer sehr großen Wohnung, die Wigand restauriert und ausgebaut hatte. Das Berliner Ensemble, an dem ich inzwischen oft arbeitete, war um die Ecke, der Bahnhof Friedrichstraße gegenüber und dazwischen die Spree. Nele war Schauspielerin am RambaZamba Theater und konnte allein in die Straßenbahn steigen und zu ihren Proben fahren. Wigand baute in der Bretagne an unserem »Dorf«, dem »Haus am Meer«.

Nach fünfzehn Jahren gaben wir die Wohnung auf und zogen nach Neukölln. Die Jungen waren ausgezogen, und Nele wollte wie ihre großen Brüder in einer Wohngemeinschaft leben. Nele, die immer mit uns war. Das war schwer für mich. Ich lebte wieder in Kisten und Kartons. Baustelle in der Bretagne, Baustelle in Berlin.

Nach den Vorstellungen am Berliner Ensemble oder an der Schaubühne fuhr ich mit der U8 bis zur Endstation Hermannstraße nach Hause.

Zwei Jahre wurde an dem Haus gebaut. Der Staub

rieselte durch sämtliche Ritzen. Dann sah ich auf einmal nichts mehr. Ich hatte auf beiden Augen den grauen Star. Die Sterne am Himmel in der Bretagne sah ich doppelt und dreifach, und die Zeichen auf dem Boden von Bob Wilsons »Dreigroschenoper«-Bühne sah ich überhaupt nicht mehr. Dann knallte ich während eines Gastspiels mit dem Berliner Ensemble in Leipzig im Schwimmbad des Hotels auf den Hinterkopf und wachte in einer Klinik auf. Ich hatte eine schwere Gehirnerschütterung.

Zum ersten Mal fühlte ich mich alt.

Ich ließ mich untersuchen, ging zum Arzt, zu Ärzten. Bekam Tabletten verschrieben, man sagte etwas von Depression.

Es waren zwei schlimme Jahre.

Ich war siebzig geworden. Nele war ausgezogen. Klaus Michael Grüber war tot. Peter Zadek war gestorben, und ich war an diesem Hundekackeort. Die Angebote, die ich für Theater und Film bekam, gefielen mir nicht. Ich sagte ab. Ich war nicht ich. Und doch, dachte ich, ich bin Angela, ich habe doch Hamlet gespielt und muss jetzt mit den Besoffenen nach Neukölln in den Dreck fahren.

Ich fuhr in die Bretagne und warf die Anti-depressionstabletten in weitem Bogen ins Meer. Und sagte am Hamburger Schauspielhaus zu, in einer Inszenierung von »Peer Gynt« bei Simon Stone zu spielen.

Hamburg, März 2016

*Ich bin in Hamburg und wohne in einem Apartment-Hotel an der Außenalster im 7. Stock. Die Stadt gefällt mir. Sie ist hell und sauber, ohne Neuköllner Hundekacke, die im Regen aufweicht. In Neukölln fahre ich am liebsten Fahrrad, weil man von oben die vom Regen aufgeweichte Kacke übersehen kann. Hier gehe ich zehn Minuten zu Fuß ins Theater, die Lange Reihe entlang. Ich gehe shoppen. Ich bummele durch Hamburg.**

Ich habe Proben zu »Peer Gynt« am Hamburger Schauspielhaus. Fünfzehn Jahre nach »Hamlet«. Da habe ich als Hamlet auf dieser Bühne gestanden: als kleiner Mensch, so wie es Zadek wollte, verloren auf der großen Bühne. Aus dem Publikum rief jemand bei dem berühmten Sein-oder-Nichtsein-Monolog: »LAUTER!« Ich sagte: »Sie kennen das doch alle«, und habe weitergespielt. Am Ende des Monologs fragte ich das Publikum: »Haben Sie mich verstanden?«

Ich spiele zum dritten Mal das Stück »Peer Gynt«. Das war mein erstes Stück an der Schaubühne, und es war meine letzte Arbeit mit Peter Zadek, ich

* Alle kursiv gesetzten Texte stammen aus Angela Winklers Tagebüchern

spielte Peer Gynts Mutter, die alte Aase. Irgendwie spielt das Stück ein bisschen Schicksal.

Ich fange an, mich mit dem Stück zu beschäftigen, gehe durch die Stadt. Das Textbuch habe ich immer dabei. Ich bin ein Sehmensch und sehe eine Frau, die so aussieht, wie die erfolgreiche Architektin aussehen könnte, die ich in »Peer Gynt« spielen werde. Ich lese hundert Mal das Stück, alles, was ich sehe, gesellt sich dazu: Zeitungsausschnitte, Blumen und Blätter, Fotos, Postkarten, alles kommt mit ins Textbuch.

Der Regisseur Simon Stone hat das Stück neu geschrieben, Peer Gynt wird von drei Frauen gespielt. Ich bin die älteste, also die alte Peer Gynt, die nach siebenundvierzig Jahren zurück nach Hause kommt, ins Dorf, und alle erzählen ihr, die aus der Fremde kommt, ihre Geschichten. Lauter Dramen, die verpassten Augenblicke, die Unglücke, die verpassten Möglichkeiten. Hier machen sich alle etwas vor, wie im Leben und eben in »Peer Gynt«, dem Stück vom Lügengeschichtenerzähler.

Am Anfang dachte ich, ich könnte diesen Text nie lernen. Die Sprache von Simon Stone kam mir so läppisch, so oberflächlich vor. Ich muss meine Texte Wort für Wort lernen, ich nehme sie ernst. Und merkte, wie diese zuerst banalen Sätze an Ernst gewannen und anfangen zu leben. Solche Sätze höre ich doch, dachte ich, in meinem Neuköllner Café.

Mir gefielen die Proben immer mehr. Wir saßen in den ersten Wochen alle gemeinsam am Tisch, haben gelesen und geredet. Ich habe viel erzählt und merkte, dass es den jungen Schauspielern gefiel, was ich erzählte. Von einem Leben, das sie so nicht kennen. Von einem Leben ohne Theater. Ich habe ja nie, außer in meiner Anfängerzeit, an einem Theater ein Stück nach dem anderen gemacht, eine Rolle nach der anderen gespielt. Ich hatte immer Pausen, große Pausen, ein ganz anderes Leben mit den Kindern, Wigand und den Häusern. Vieles davon ist in das Stück mit eingegangen. Der Text, das ist die Hülle, die Schalen der Zwiebel, man schält sie und schält und findet keinen Kern.

Am Ende des Stücks stirbt die alte Peer Gynt im Schoß ihrer Enkelin. Sie fragt, wie es da unten aussieht, im Fjord, unter Wasser. Dahin will sie gehen.

Ein Jahr vorher wäre ich beinahe im Atlantik ertrunken.

Es war windig, es war mittags, das Meer war unruhig. In der kleinen Bucht war ich noch nie schwimmen. Ich wollte mich reinigen, erfrischen von der Baustelle, vom Kochen, vom Aufräumen. Das Wetter war mir egal. Meistens gehe ich sowieso nur bis zu den Hüften ins Wasser. Kaum war ich drin, kam eine hohe Welle, und ich hatte plötzlich keinen Grund mehr unter den Füßen, fand auch kei-

nen mehr. Es kam die nächste Welle und die nächste und die nächste ...

Der Sog hatte mich schon aus der kleinen Bucht gezogen, ich konnte die blaue Buvette, das kleine Café, nicht mehr sehen. Außerdem war da kein Mensch bei dem schlechten Wetter. Ich schwamm auf einen der vielen Felsen in der Bucht zu und versuchte, mich daran festzuklammern. Er war über und über mit scharfkantigen Muscheln besetzt. Der nächste Brecher kam und ich konnte mich nicht festhalten. Hinter dem Felsen war das brodelnde Meer. Mindestens fünf Mal dachte ich, ich hätte es geschafft, bin aber immer wieder weggerissen worden. Die Wellen überspülten mich und warfen mich unter Wasser. Ich gab auf und sah – genauso wie man es immer erzählt bekommt – die Gesichter meiner ganzen Familie vor mir. Als ich wieder aufwachte, lag ich zerschunden und am ganzen Körper schlotternd auf einem Felsplateau und hörte über mir den Hubschrauber.

Warum bin ich ins Wasser gegangen, obwohl doch die Wellen so hoch waren? Ob ich verschwinden wollte?

Kurz bevor die Proben für »Peer Gynt« anfangen, ist meine Mutter gestorben. Sie ist 102 Jahre alt geworden. Nach der ersten Kostümprobe sah ich so aus, dass meine Mutter gejubelt hätte: »Endlich bist du einmal schön angezogen!« Ich hatte eine

schlichte schwarze Hose an, eine klassische Bluse, einen hellen Mantel und Halbschuhe. Lauter Sachen, die ich normalerweise nie trage.

Meine Mutter war Hamburgerin. Sie liebte den Norden. Nach unserer Flucht aus Templin, wo ich geboren bin, haben wir die erste Zeit in Hamburg-Bergstedt gelebt. Sie hatte schon mit ihren Eltern vor dem Krieg in Hamburg gelebt.

Mein Vater kam erst 1949 aus der russischen Gefangenschaft wieder. Er war Arzt an der Front gewesen. Seinetwegen sind wir in den Süden nach Bayern gegangen. Er war Niederbayer. Wenn wir früher mit dem kleinen schwarzen VW, Othello hieß er, nach Italien fuhren, fünf Kinder im Auto, das kleinste schlief hinter der Rückbank im »Gräbelchen«, und es kam uns ein Auto mit einem Hamburger Kennzeichen entgegen, kamen meiner Mutter die Tränen. Wir mussten dann »Hummel Hummel« sagen und sie sagte »Mors Mors«.

In Hamburg hatte sie meinem Vater, einem jungen Arzt, ihr Jawort gegeben. Sie wollte ihm ihren kranken Fuß nicht zeigen, hat ihm aber den höchsten Berg Hamburgs gezeigt. Da war es wohl um beide geschehen. Sie war blond und friesisch, er bayerisch und dunkel. Sie leichtfüßig, neugierig und leuchtend, er ruhig und gutmütig. »Rehlein« wurde sie genannt.

Ich habe nie geheiratet, weil ich dachte, eine solche Liebe nie leben zu können. Nur einmal habe ich meine Mutter weinen sehen. Mein Vater hatte vergessen, ihr zu Silvester die Tulpe im Topf zu schenken. Da glaubte sie wohl, er liebe sie nicht mehr, und rannte aus dem Haus.

Oft saß sie am Klavier, spielte und sang ihre Lieder. Ich stand hinter ihr und schaute auf ihre Hände. Alle Lieder habe ich von ihr gelernt. Meinen Liederabend »Ich liebe dich« kann ich nicht sagen« habe ich für meine Mutter gemacht.

Am letzten Tag sank ihr Kopf immer tiefer, mein Bruder und ich legten sie in ihr Bett und sie schlief ein. Lächelnd. Und wachte nicht mehr auf.

23.3.2016

Von meiner Mutter habe ich goldene Ostfriesenohrringe mit kleinen Sternchen und Halbmonden geerbt. An meiner Hand trage ich einen Ring aus einem Kaugummiautomaten, den mir Wigand geschenkt hat. Schaut man ihn an, sieht er aus wie ein kleiner runder Stein im Geröll eines Baches zwischen modrigen Unterwasserblumen, und er leuchtet bernsteingolden. Er zieht das Licht an. Es könnte auch ein Blick in ein dunkles Zimmer mit alten Mahagony-Möbeln sein und einem bernsteinfarbenen Sonneneinfall durch schwere Samtvorhänge. Am Ohr trage ich oft einen Weidenkätzchen-

Ohring. Nur einen. Ein helles Weidenkätzchen an einer feinen silbernen Kette. Ich spüre das Kätzchen zärtlich an meinem linken Ohr, auf der anderen Seite von meinem Muttermal. Dieses Muttermal auf der rechten Seite über meiner Lippe habe ich von meinem Vater geerbt. Schon als Kind, vor allem als junges Mädchen, habe ich mich wegen dieses Mals sehr geschämt. Jetzt, im Alter, ist es größer geworden. Vor allem dicker. Es sieht aus wie eine Warze. Es sieht einfach hässlich aus und ich zupfe ab und zu Haare aus, die darauf wachsen. Dafür musste ich mir extra eine Pinzette kaufen. Kurz vor der Premiere ist mein ganzer Kopf eine Wunde. Vom Textlernen.

Auf der Bühne kann man alles. Ich bin jedes Mal selbst überrascht. Vielleicht könnte ich sogar noch einen Handstandüberschlag oder einfach einen Kopfstand, den ich nie konnte.

Ich kann bestimmte Sachen nicht. Ich kann so viel nicht. Ich kann die Beine nicht im Lotussitz auseinanderbiegen. Seit es Yoga gibt, können das fast alle Frauen. Ich war ein-, zweimal in einer Yoga-gruppe einer Freundin. Ich habe mich geniert. Erstens wegen meiner nicht gepflegten Füße, die Socken muss man ausziehen, und eben wegen dieses Lotussitzes. Alle konnten das, saßen mit kerzengeraden Rücken auf dem glatten ritzen- und fus-

selfreien Holzfußboden. Mir gaben sie zwei harte Kissen, die ich unter den Po klemmen sollte, aber meine Beine, die Knie ragten trotzdem in die Höhe. Ich versuchte, sie mit meinen Ellbogen nach unten zu drücken. Es tat weh. Ich dachte, mein Becken ist so eng geworden, habe an Sex gedacht und bin in Gedanken weggeschwirrt. Ich dachte an meinen ersten Kuss, der mir auch so wehgetan hat. Es war ein Schriftsteller mit riesengroßen Zähnen, ich konnte hinterher kaum mehr japsen, und mir war schlecht. Ich mache kein Yoga mehr. Ich will mich nicht schinden und neben Frauen sitzen oder liegen, die mir fremd sind, die alles so proper im Griff haben. Ich fühle mich unter ihnen ziemlich daneben, als sei ich völlig durch den Wind.

Aber so bin ich nicht. Ich weiß sehr gut, »wo's langgeht«. Vielleicht zu gut. Ich stehe mit den Füßen auf der Erde, in der ich so oft und gern wühle, dass ich mit Maulwurfshänden aufwache. Ich brauche keine Schutzhandschuhe, weder zum Putzen noch zum Gärtnern. Deswegen sehen meine Hände und Füße so aus: nicht gepflegt. Schon bei meinem ersten Fernsehfilm, »Der blaue Strohhut«, den ich mit Hans Dieter Schwarze gedreht habe, hat Elisabeth Wiedemann, die zarte blonde Frau von Fernseh-Ekel Alfred, gesagt: »Kindchen, du bist sehr nett und begabt, aber warum hast du so dreckige Fingernägel?« Ja, warum?

Ich mache so viel mit den Händen. Die sind breit und kräftig wie Arbeiterhände. Schon als ich jung war, traten die Adern hervor, die Fingernägel sind kurz, wenn sie wachsen, brechen sie gleich ab, eben weil ich keine Arbeitshandschuhe anziehe. Überhaupt ziehe ich nicht das an, was ich vielleicht anziehen sollte.

Mit meinem Peer-Gynt-Kostüm, dem hellen Tuchmantel, den eleganten schwarzen Schuhen und dem feinen grauen Kaschmirpullover, sah ich richtig schick aus. Auf den Proben trug ich eine Art Cowboystiefel, die ich vor Jahren in Paris gekauft hatte. Sie waren blau und abgeschabt, schon x-mal besohlt; ich dachte, sie auf der Bühne zu dem hellen feinen Mantel zu tragen, wäre ein guter Kontrast gewesen. Immerhin komme ich in der Rolle aus Amerika, und alle fanden meine Schuhe »geil«. Aber alle Hamburger hätten dann nur auf diese abgetragenen »geilen« Schuhe geguckt.

So muss ich das Widersprüchliche spielen. Eine von außen gelackte, perfekte Person, die sich nach siebenundvierzig Jahren das Haus wieder anschaut, das sie gebaut hat und dann abgehauen ist. Ich liebe diese Rolle. Ich muss das ganze Stück über höflich sein, nie jemanden angreifen, doch am Schluss kann ich »Scheiße« rufen, richtig loslegen, wie ich es noch nie auf der Bühne gemacht habe: »Scheiße!«

Das mochte ich. Das Wort Scheiße hatte ich noch nie auf einer Bühne gesagt.

April 2016

Nach der Vorstellung.

Im Hotel Reichshof stehen zwei Kunstlederbänke. Gestern nach der Vorstellung und auch heute Morgen habe ich das unwiderstehliche Verlangen, mich mit Mantel und abgewetzten Schuhen darauf zu legen. So erschöpft fühle ich mich immer noch.

Ich sitze im Flugzeug auf dem Weg nach Nantes, fliege über diesen milchig weißen Wolkenteppich, der zum Hinlegen einlädt wie die Bänke im Hotel Reichshof.

Ich verdanke meiner Faulheit und meinem Leichtsinn, dass ich nicht in die Falle gegangen bin. Meine Bodenständigkeit bindet mich an konkrete Dinge.



1971 – in Berlin

Draußen auf dem Vorplatz der Schaubühne am Halleschen Ufer hatten die Garderobieren die schönen Hosen, die die Kostümbildnerin Moidele Bickel für Peer Gynt gemacht hat, zum Trocknen in die Sonne gehängt. Wigand fuhr mit seinem alten Peugeot daran vorbei; die Hosen gefielen ihm. Er hielt an und fragte, was das für Hosen seien, wahrscheinlich wollte er gern eine haben. Er selbst trug rote Hosen. Sie sagten ihm, das seien die Hosen von Peer Gynt, die sie zum Trocknen aufgehängt hätten. Das Stück werde am Abend wieder gespielt und sie könnten ihn in die Vorstellung schleusen. Es gab einen Geheimweg durch die Kantine hinter die Bühne, wo wir die Freunde in die Vorstellungen schmuggelten.

Nach der Vorstellung stand er mit seinen roten Hosen in der Kantine neben mir am Tresen und sprach mich an. Ich hätte, sagte er, die ganze Zeit während der Vorstellung stumm den Text der Solweig, die Jutta Lampe spielte, mitgesprochen. Ich war erstaunt.

Ich spielte mehrere kleine Rollen, unter anderem Anitra, das Wüstenmädchen. Es war meine erste Rolle an der Schaubühne. Ich hatte gerade eine Wohnung im »nassen Dreieck« bezogen. So hieß das Viertel auf der anderen Seite der Kantstraße, wo die Häuser auf Pfählen gebaut waren. Ich hatte gerade die Wände, die schief und krumm waren, mit Gips geglättet und gestrichen. Er sah die Gipsränder an meinen Fingernägeln und fragte, ob er mir beim Renovieren helfen könne. Ich sagte, ich sei schon fertig. Außerdem gefielen mir die roten Hosen nicht. Ein paar Tage später, als ich in einem grünen Männerhemd die Treppen runterkam, kam er die Treppen hoch. Woher er meine Adresse hatte, weiß ich nicht mehr. Ich sagte ihm, die Wohnung sei fertig, und wir gingen unten in eine Kneipe, dann lag seine Hand neben meiner auf dem Tisch.

Danach ist er gleich weit weggefahren, nach Afrika. Die Nacht, bevor er fuhr, bin ich bei ihm geblieben, aber mitten in der Nacht abgehauen. Irgendwann stand vor meiner Wohnungstür ein kleiner, kahler, weißer Wüstenbaum, an dem lauter Zettel hingen. Es waren Gedichte, Kochrezepte, Gedanken, er hatte jeden Tag etwas für mich geschrieben. Er war also zurück. Er liebte seine Freiheit. Ich liebte meine Freiheit. Wir haben uns nicht verabredet, aber oft in der Stadt gesucht und gefunden. Es war immer abenteuerlich.

Wigand hatte eine Parterrewohnung in der Sigismundstraße. Geheizt wurde mit einem Ölofen, einem Fabrikofen ohne Wärmeschutz, der direkt neben dem Bett stand. Es war Winter. Ich hatte, bevor ich zur Probe in die Schaubühne ging, eine Tablette zum Entrußen in den Ofen geworfen. Ich musste noch schnell etwas besorgen, mein Hund Hektor blieb in der Wohnung. Als ich wiederkam, konnte ich gerade noch den schon angesengten Hund aus der Wohnung ziehen. Ich nahm ihn mit auf die Probe von »Fegefeuer in Ingolstadt«. Es war die Generalprobe. Während ich spielte, hörte ich die ganze Zeit im Hintergrund den Hund erbärmlich röcheln und husten. Nach der Probe sagte Peter Stein zu mir: »So gut warst du noch nie.«

Dieses Husten habe ich nie vergessen. Ich habe es noch immer im Ohr. Bei »Iwanow« von Anton Tschechow, meiner ersten Arbeit mit Peter Zadek am Wiener Burgtheater, ich spielte die lungenkranke Anna Petrowna, habe ich gehustet wie mein beinahe verbrannter Hund.

Hektor und Löbleböb

Hektor hatte ich in der Fußgängerzone in Castrop-Rauxel geschenkt bekommen, wo ich, bevor ich an die Schaubühne kam, am Landestheater engagiert war. Er sah aus wie mein schwarzer Stoffhund, den ich als Kind hatte. Er war ein schwarzes Knäuel, bei dem man nicht wusste, wo vorn und hinten war. Er biss kleine Kinder und meine Liebhaber. Er wäre zwei Mal fast überfahren worden, rollte vor den Autoreifen her wie eine Wurst, als das Auto anhielt, schüttelte er sich und trollte unversehrt davon. Nur seine Psyche war angeknackst. Er ist oft ausgerissen und irgendwann in Berlin in einem Hundeheim gelandet. Ich habe ihn nicht abgeholt.

Später, als wir auf dem Land lebten, hatten wir wieder einen Hund. Er sah so ähnlich aus wie Hektor, war schwarz gekräuselt, doch dreimal so groß. Wir nannten ihn Löbleböb. Das heißt auf Arabisch Kichererbse. Er lachte, wenn man ihn tadelte, und bleckte seine Zähne. So kam er zu seinem Namen. Er

liebte unseren ersten Sohn Luca über alles und war lange bei uns.

Wir haben ihn auf einer Raststätte hinter der deutsch-französischen Grenze bei unserem Umzug in die Auvergne verloren.

Wir sind mit zwei Autos gefahren. Wigand fuhr einen Lastwagen mit roten Nummernschildern, einen Magirus-Deutz mit einer Plane, unter der er einen Unimog transportierte. Ich fuhr mit den Kindern in unserem Peugeot 203 hinterher. An der Raststätte hinter der Grenze feierten wir mit Champagner unsere gelungene Transaktion. Löbleböb bleckte seine Zähne, feierte mit und tanzte mit den Kindern. Danach stieg jeder in seinen Wagen, und wir fuhren weiter. Jeder von uns dachte, dass Löbleböb im Auto des anderen sei. Erst spät bemerkten wir, dass wir Löbleböb an der Raststätte vergessen hatten. Wir waren untröstlich. Am nächsten Morgen fuhren wir die vielen Kilometer wieder zurück. Als wir endlich wieder bei der Tankstelle angekommen waren, sagte der Tankwart, dass Löbleböb die ganze Nacht dagesessen und still gewartet habe. Erst vor ein paar Minuten sei er in einen Lastwagen gesprungen. Wir waren traurig und fühlten uns sehr schuldig. Noch lange, wenn wir in Paris ein Auto sahen, aus dessen Fenster ein vom Fahrtwind spitzer schwarzer Hundekopf ragte, rasten wir hinterher in der Hoffnung, es könnte Löbleböb sein. Wir haben ihn nie gefunden.



*Löbleböb mit Tammo, Luca –
und unserem Elbkutter*

Bevor ich an die Schaubühne kam

Bevor ich an die Schaubühne kam, war ich am Westfälischen Landestheater in Castrop-Rauxel engagiert. Das war ein politisch engagiertes Theater, der Intendant war Hans Dieter Schwarze. Schwarze kam von der Bavaria, war Drehbuchautor und Regisseur von Fernsehfilmen. Ich spielte in »Der blaue Strohhut« mit Hannelore Elsner, »Schichtwechsel« von Max von der Grün und »Ende einer Dienstfahrt« von Heinrich Böll mit. Auf der Bühne konnte ich hier als Anfängerin alles ausprobieren. »Von der Julia bis zur Ehrbaren Dirne«. So stand es sogar im *Spiegel*.

Nach eineinhalb Jahren, nachdem ich den Film »Jagdszenen aus Niederbayern« gedreht hatte, wollte ich weg. Raus aus der Provinz, raus in die Welt. Kurz war ich verlockt, nach Südamerika zu gehen. Es gab dort ein deutschsprachiges Theater, das herumreiste und vor reichen Leuten spielte. Der Mann, der es leitete, war nach Castrop-Rauxel gekommen und wollte mich unbedingt engagieren. Aber er war mir schnell unangenehm und